

ANSTEY  
HARRIS

Find  
mich da,  
wo Liebe  
ist

ROMAN



ullstein

der Musikhochschule geflogen.«

»Das kann nicht sein.«

»Mit neunzehn. Ich rede nicht darüber. Habe ich noch nie getan.« Außer, denke ich, mit David – und selbst wenn ich David davon erzähle, erfährt er nicht alles.

Ich hatte mein Leben lang Blicke auf mich gezogen; ein Cello überallhin mitzuschleppen ist nicht gerade unauffällig. Ich passte nirgendwo dazu, bis ich an die Musikhochschule kam. Dort war ich endlich ein ganz normaler Mensch. Und mehr als das, denn ausnahmsweise war ich in etwas gut, in dem auch andere gut sein wollten. Das war in der Schule nie vorgekommen, dort interessierte sich niemand für Musik. Um in der Oberstufe respektiert zu werden, musste man gut Hockey oder Tennis spielen oder, das Allergrößte, einen Freund mit Auto haben. Ich habe in nichts davon geglänzt, ich wollte nicht mit anderen wetteifern.

An der Musikhochschule fand ich endlich einen Freund. Er war genauso lernbegierig wie ich und genauso schüchtern und still. Ein Junge mit glattem schwarzen Haar und weißen geraden Zähnen. Ein Junge, der an dem Tag mit meiner besten Freundin geschlafen hat, der ohnehin schon der schlimmste Tag meines Lebens war.

»Ich wurde rausgeworfen«, sage ich zu Nadia, als mich die Erinnerungen zu überwältigen drohen. »Ich habe nicht mal das Grundstudium abgeschlossen.«

Ich drücke meine Finger auf den Küchentisch, um ruhig zu bleiben. Meine Fingernägel heben sich weiß von der fleckigen rötlichen Haut der Fingerkuppen ab.

»Na und? Du bist irre gut, verdammt. Spiel trotzdem.« Nadia ist begeistert von der Vorstellung. Sie ist zu jung, um zu verstehen, dass man im Leben nicht immer bekommt, was man will.

»Das ist nicht meine Stärke. Ich bin Restauratorin und Instrumentenbauerin. Keine Interpretin.«

Sie schüttelt langsam den Kopf. Nadia schminkt sich mit schwarzem Eyeliner, zieht einen dicken Strich um ihre Augen. An den Augenwinkeln verjüngt er sich zu einem winzigen Aufwärtsschwung, was ihre Mandelaugen noch umwerfender wirken lässt. Ihr Vater ist Araber, und sie hat den Teint und den Knochenbau von dieser Seite der Familie. Ihre Mutter ist eine große, schlanke Europäerin mit ausgeprägtem Stilgefühl. Nadia hat das Beste von beiden Elternteilen geerbt. »Die Hochschule ist nicht alles«, sagt sie entschieden.

»Nein?«

Ich bin kurz angebunden, fühle mich nicht wohl mit diesem Thema. Ich wünschte, sie würde nach Hause gehen.

»Wirklich nicht. Die haben keine Ahnung.« Sie lächelt mich versuchsweise an. »Du spielst also nie vor irgendwem? Nicht mal vor David?«

Ich schüttele den Kopf. Ich wünschte, es wäre anders.

»Willst du denn?« Nadia kann wirklich den Nagel auf den Kopf treffen. Es ist manchmal unglaublich, was ihr alles auffällt.

Ich möchte für David spielen, beinahe mehr als alles andere. Ich habe es mit Beratungsgesprächen versucht, ich habe es mit Therapien versucht. Ich habe vor ihm gesessen – erstarrt hinter meinem Cello – und versucht, nicht zu weinen, bis er das Cello weggestellt, meine Hände in seine genommen und mich gebeten hat, mit dem zufrieden zu sein, was wir haben.

Wenn David eines Tages seine Frau verlässt und wir zusammenziehen, das weiß ich genau, wird alles gut. Ich werde für ihn spielen können, und er wird zufrieden dabeisitzen und zuhören.

»Jetzt ist dein Geheimnis jedenfalls rausgekommen«, sagt Nadia.

Ich habe noch das Bild von David im Kopf und zucke zusammen, weil ich denke, dass sie Bescheid weiß.

»Du bist eine brillante Cellistin. Spitzenmäßig.«

In der Hochschule war Nikolai Dernov an mir verzweifelt. Er war der angesehenste Professor an unserem Konservatorium und als Musiker und Lehrer weltweit anerkannt. Als ich den zweiten Monat dort war, wurde ich für seinen Meisterkurs ausgewählt – Nikolai Dernovs berühmtes Quintett. Ich weiß noch, dass ich zitterte, als ich den blassorangefarbenen Zettel aus meinem Postfach zog und meiner Mum am Telefon ehrfürchtig davon erzählte. Nur die Allerbesten spielten für Nikolai.

Wir drängten uns in einem kleinen Übungsraum zusammen, die Heizung war viel zu hoch eingestellt und die Luft zum Schneiden. Wir waren zu sechst, obwohl wir nur fünf sein sollten: Einer von uns spielte vom ersten Bogenstrich an ums Überleben. Ich wäre vor lauter Angst wahrscheinlich gleich wieder weggelaufen, wenn mich der dunkelhaarige Junge mit der Bratsche nicht angelächelt hätte.

Bei den knittrigen Notenkopien, die mit der Einladung in unseren Postfächern gelegen hatten, handelte es sich um Mozarts Streichquartett Nummer 5 in D-Dur. Er hatte eindeutig ein Stück herausgesucht, das wir vermutlich kannten, aber Nikolai konnte unmöglich gewusst haben, dass ich in diesem Sommer einen dreitägigen Workshop meines Jugendorchesters besucht hatte, bei dem wir dieses Stück immer wieder geübt hatten. Ich konnte es beinahe mit geschlossenen Augen spielen.

Sobald wir zu spielen anfangen, vergaß ich die Hitze in dem Raum, meine klaustrophobische Schüchternheit und die Last dessen, was von uns erwartet wurde. Ich

glitt durch die Takte und Codazeichen, wiegte den Kopf zur Musik und schloss die Augen vor Glück, als die Stimmen der anderen Instrumente in einem perfekten flüssigen Klang verschmolzen.

Als ich mich zu meiner Lieblingspassage des Stücks aufschwang, klopfte Nikolai mit der Handkante auf meinen Notenständer. Der Ständer schwankte, und plötzlich herrschte eine so vollkommene Stille, dass man das leise Zischen hören konnte, mit dem die Notenblätter auf den Fliesenboden segelten.

»Will ich hier ein Quintett aufbauen?«, brüllte Nikolai. »Oder einen Soloauftritt für eine Musikerin, die nicht weiß, was es heißt, gemeinsam zu spielen? Eine Musikerin, die zu arrogant ist, um etwas anderes als der Star zu sein?«

Die anderen im Kreis starrten mich an, ihre Bögen über den Saiten schwebend, ihre Finger dort erstarrt, wo sie gewesen waren, als Nikolai den Zauber unseres Spiels unterbrochen hatte.

Es war mir egal, was Nikolai als Nächstes sagte, solange er keine Antwort von mir verlangte. In meinem ganzen Leben hatte noch nie jemand so mit mir geredet, und ich hatte nichts zu sagen. Meine anderen Lehrer, Dirigenten und Mentoren hatten nur Lob für mich, hatten immer nur von meinem Talent gesprochen.

Ich biss die Zähne zusammen, damit meine Lippen aufhörten zu beben.

»Und ihr anderen. Während diese junge Dame hier lernen muss hinzuhören, müssen Sie lernen, so zu spielen. Ich habe noch nie jemanden so vom Blatt spielen sehen.«

Ich starrte auf meine Füße, meine Wangen brannten vor Scham. Ich hätte ihm sagen sollen, dass ich nicht vom Blatt spielte, dass ich dieses Stück in- und auswendig kannte – aber mein Mund war erstarrt, und ich brachte kein Wort heraus.

Rechts von mir schob der dunkelhaarige Junge die Spitze seines Bogens ein Stückchen in meine Richtung. Es war eine winzige Geste der Solidarität, ein mikroskopischer Hinweis darauf, dass er mich nicht hasste, auch wenn mich Nikolai benutzte, um die anderen zu demütigen.

Und dann war es doch nicht ich, den Nikolai wegschickte. Es war der einzige andere Junge in der Gruppe, ein weiterer Cellist. Wir würden ein Streichquintett bilden. Zwei Mädchen, die Violine spielten, der dunkelhaarige Junge und ein schottisches Mädchen an der Bratsche und ich. Die einzige Cello-Hochstaplerin.

Bei jeder Probe danach verliebte ich mich ein bisschen mehr in Shota, den Jungen mit dem schwarzen Haar. Und bei jeder Probe wuchs Nikolais Überzeugung, die falsche Cellistin ausgesucht zu haben.

Nikolai Dernov war der letzte Mensch, vor dem ich gespielt habe. Er hätte meine panische Angst vor einem Auftritt, ganz gleich vor wem, vollkommen gutgeheißen. In den schlimmsten Träumen meiner einsamsten Nächte höre ich immer noch sein verächtliches Räuspern.



## Kapitel 3

Nachdem Nadia gegangen ist, setze ich mich mit meinem Laptop an den Küchentisch und versuche, herauszufinden, wie lange David wegbleiben muss. Vielleicht ist die ganze Aufregung schon vorbei, und er kann zurück nach Hause.

Fehlanzeige. Die Story wird inzwischen auch in England verbreitet. Die gleiche Schlagzeile, diesmal auf Englisch, zieht sich über den Bildschirm. »Wer war er? Geheimnisvoller Superheld von Paris.« Online-Nachrichtenmagazine schlachten die islamische Kleidung der schwangeren Frau aus, verbinden den Mangel an Hilfsbereitschaft mit dem Erstarken neofaschistischer Gruppen in ganz Europa. Das ist Unsinn. Ich würde die Reporter am liebsten anrufen und sagen: »Ihr wart nicht dabei. Ihr wisst nicht, wie es war. Es hat sich wie in Zeitlupe abgespielt, und wir haben allesamt vor Schreck wie angewurzelt dagestanden.«

Ich will den Nachrichtensprecher mit dem roten Gesicht schütteln und schreien, dass David als Erster gesprungen ist, weil er eben ist, wie er ist. Jeder dort wollte helfen, genau wie ich, aber nicht jeder dort war David.

Als ich weitersuche, komme ich auf eine französische Webseite, einen zweisprachigen Nachrichtensender. Sie rufen dazu auf, den geheimnisvollen Mann auszuzeichnen, ihm einen Orden für seine Tapferkeit zu verleihen. Zum ersten Mal sehe ich eine Aufnahme von der Kamera in der Fahrerkabine, denselben schaurigen Anblick, den der Fahrer vor sich hatte. Es ist schlimmer als in meiner Erinnerung.

Ich überlege, ob David das gesehen hat. Er ist nach Spanien gefahren, weil er genau das vermeiden wollte. Seine Kinder haben dort keinen Internetzugang, und die gesamte Familie wird vom Fernsehen abgelenkt sein. Der Gedanke an ihr Beisammensein versetzt mir einen Stich, und ich frage mich, ob es die Mutter der Kinder einschließt.

Letztes Jahr hat Nadia einen Twitteraccount für den Laden eingerichtet. Sie ist für ihn zuständig und twittert Bilder von interessanten Instrumenten oder Links zu Musik-